

FRAGEN SIE
BERIT GLANZWie wartet man
heute auf einen
Vulkanausbruch?

Während ich an diesem Text sitze, habe ich bereits einmal die Gläser im Schrank leise klirren hören. Seitdem das isländische Vulkansystem, in dessen Nähe ich lebe, vor einigen Jahren wieder aktiv geworden ist, kann ich in meinem Wohnort Reykjavik regelmäßig Erdbeben spüren. Manchmal wackelt die Lampe, oft klirrt es im Geschirrschrank, und manchmal ruckelt es so stoßhaft, dass ich beginne, mich unwohl zu fühlen. Wenn ich ein Erdbeben mitbekomme, dann schaue ich sofort auf die Uhr und dann auf die Website des isländischen Wetterdienstes. Meistens dauert es einige Minuten, bis die aktualisierten Messdaten erscheinen. Während der Wartezeit lade ich die Seite immer wieder neu.

Seit mehr als zwei Wochen erschüttern immer neue Erdbebenstöße die Halbinsel Reykjanes. Ein Vulkanausbruch steht kurz bevor, die Stadt Grindavik mit ihren 3800 Einwohnern wurde durch Erdbeben massiv beschädigt und vor einer Woche wegen der akuten Bedrohungslage schließlich evakuiert. Seitdem klicke ich noch häufiger auf die Refresh-Funktionen in meinem Browser. Ich kenne zahlreiche Menschen aus dem kleinen Fischerort, war selbst regelmäßig dort, weil mein Mann dort aufwuchs. Mein Facebook-Feed ist voll mit Meldungen von Menschen, die nach Übergangswohnraum suchen. Die Situation bleibt angespannt.

Vor fünfzig Jahren wurde auf Island schon einmal ein Ort wegen eines Vulkanausbruchs evakuiert: Heimaey, auf den Westmännerinsel. 1973 gab es noch keine Messdaten, die wie in Grindavik rechtzeitig hätten warnen können. Gott sei Dank war damals die Fischereiflotte im Hafen und konnte die Einwohner von der Insel fortbringen.

Heute werden permanent zahlreiche Messdaten ausgewertet, doch die Ungewissheit und Spannung heben auch diese Daten nicht auf. Genau weiß niemand, was passieren wird, und die Interpretationen durch die Wissenschaft variieren ziemlich. Dafür gibt es jetzt die sozialen Medien als Ort, an dem Menschen sich solidarisieren. Die Leute von Grindavik organisieren sich nach der Evakuierung in Facebook-Gruppen, dort werden Zuspruch und Hilfe verteilt. Videoaufnahmen von Rissen in Wänden und Straßen verbreiten sich viral. Zugleich gibt es ein erhebliches Maß an Desinformation; auf Tiktok ist der Vulkan schon unzählige Male ausgebrochen. Zum Glück kann man sich auf der gut gepflegten Website des Wetterdienstes verlässlich informieren. Das Internet hat das Warten auf die Katastrophe verändert.

Drei Jahre lang gab es in Paris keine deutschsprachige Buchhandlung mehr. Als Iris Mönch-Hahn Anfang 2020 ihren Laden nahe der Sorbonne schließen musste, ging eine lange Tradition zu Ende. Eines ihrer Glanzlichter war die Buchhandlung „Calligrammes“ des deutschen Exilanten Fritz Picard, der die Filmemacherin Ulrike Ottinger vor einigen Jahren einen Film gewidmet hat. In den Fünfzigerjahren war „Calligrammes“ ein Treffpunkt der in Paris lebenden Emigranten, hier verkehrten Raoul Haussmann und Tristan Tzara, Hans Arp und Hannah Arendt, Claire Groll und Paul Celan. Im Gästebuch, das Ottinger bei ihren Vorarbeiten zum Film wiedergefunden hat, findet sich auch eine Widmung Paul Celans: „Inmitten der Bücher, entsprechend eingeschüchert und mithin nicht ganz kalligraphisch“. Auch diese Buchhandlung konnte sich nicht halten, ebenso wenig wie alle anderen, die ihr folgten, zuletzt diejenige von Iris Mönch-Hahn, die nun einen Bücherstand bei den Bouquinisten an der Seine betreibt.

Doch die dünnen Jahre sind nun vorbei. Unweit des Jardin du Luxembourg hat Sophie Semin-Handke in der vergangenen Woche eine deutsch-französische Buchhandlung eröffnet: „Le neuvième pays“ (Das neunte Land). Wie fast alles in Paris, so ist auch das Haus in der Rue Bonaparte Nr. 84 von einer historischen Aura umgeben, denn Paris ist nicht nur die Stadt der Lebenden, auch das Ver-

Reiz der Peripherie: Der Fotograf Joachim Schumacher entdeckt im verkorksten Siedlungsbrei des Ruhrgebiets Inseln privaten Glücks.
Foto Joachim Schumacher



KUNST DER WOCHE

Neue Heimat

Von Niklas Maak

Es ist ja erst mal ein gutes Zeichen, wenn der Bundeskanzler selbst sich für die Frage interessiert, wie und in welchen Häusern wir in Zukunft leben wollen; wenn er über Architektur nachdenkt und nicht nur über die Frage, wie man den bereits größten Regierungssitz der Welt, das Berliner Kanzleramt, für noch mal eine Milliarde Euro erweitern könnte; wenn er über die Städte nachdenkt und ein „radikales Umdenken in der Baupolitik“ fordert. Man müsse, hat Olaf Scholz gesagt, um die Wohnungsnot in den großen Städten einzudämmen, neue Stadtviertel auf der grünen Wiese planen, „zwanzig neue Stadtteile in den meistgefragten Städten und Regionen“, sagte Scholz, „so wie in den Siebzigerjahren“. Das reichte, um bei vielen Kommentatoren reflexartige Panik auszulösen: Will Scholz das alte sozialdemokratische Gespenst der Neuen Heimat mit ihren gruseligen Wohnsilo reanimieren?

Das ist natürlich Unsinn. Was bisher an seriellem Bauen geplant wurde, sieht viel eher wie ein Wiedergänger alter Trostlosigkeit aus. So gesehen ist jedes radikale Umdenken erst mal gut. Vielleicht wäre es noch hilfreicher, wenn ein erstes Resultat dieses Umdenkens dazu führte, dass man einerseits die gesetzlichen Vorgaben für den Umbau etwa leerer Büroge-

bäude zu Wohnungen massiv lockert und so Umwandlung statt Abriss erst ökonomisch sinnvoll werden lässt. Und dass man andererseits im Fall von Spekulationen mit Baugrund – also der Unsitte, Grundstücke, auf denen gebaut werden dürfte, unbebaut liegen zu lassen, um sie dann mit Gewinn weiterzuverkaufen – eine 100-Prozent-Steuer auf „leistungslosen Wertzuwachs“ erhebt.

Aber das und der Umbau des Leerstands und auch die Aufstockung von Flachdachbauten werden nicht reichen. Wo soll man neu bauen und wie? Und: Muss das „Bauen auf der grünen Wiese“ zwangsläufig aussehen wie die Türme von Halle-Neustadt? Oder könnten dabei nicht auch neue Gartenstädte mit Kanälen hinter großen Gärten und künstlichen Seen und verdichteten Haustypologien wie in holländischen Städten oder in New Yorks West Village entstehen – suburbane Gartenstädte mit mehrgeschossigen Bauten als Alternative zum endlosen Einfamilienhauselend? Man müsste nur mit dem Bau der Infrastrukturen – Markt, Schulen, Bahnlinsen – anfangen. Und man müsste die Peripherie neu sehen lernen. Was passiert dort? Viele Häuser stehen leer, es gibt Brachfläche und Nischen, die voll-beziehungsweise weitergebaut werden könnten. Sind das Chaos und der ver-

gangene bleibt als Bild oder Name zurück. Unweit der neuen Buchhandlung, im Café de la Marie an der Place Saint-Sulpice, saß im Oktober 1974 Georges Perec und schrieb seinen „Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen“; wenige Meter weiter lasen im Jahrhundert zuvor Paul Verlaine und Arthur Rimbaud in den Räumen eines Weinhändlers ihre Gedichte vor; im benachbarten fünften Arrondissement lebte Rainer Maria Rilke und schrieb sein Buch über Rodin. Auch das Haus in der Rue Bonaparte hat eine besondere Geschichte. In den Vierzigerjahren war es Treffpunkt der Résistance, im Juli 1943 verhaftete die Gestapo hier eine Gruppe von Widerstandskämpfern, darunter Geneviève de Gaulle-Anthonioz, die Nichte Charles de Gaulles. Nach dem Krieg beherbergte das Haus ein Antiquariat.

Im „Neunten Land“ findet man nicht nur deutschsprachige Literatur, sondern auch die entsprechenden Übersetzungen ins Französische sowie französische Literatur und ihre deutschen Übersetzungen. Das Sortiment bildet nicht einfach die internationalen Bestsellerlisten ab, sondern trägt eine ganz eigene Handschrift. Man findet hier Bücher von Ingeborg Bachmann und Franz Kafka, Marcel Beuwer und Esther Kinsky, Cécile Wajsbrot und Anne Weber, trifft aber auch auf Texte, die selbst aus den Buchhandlungen in Deutschland beinahe verschwunden sind – Unica Zürnss „Haus der Krankheiten“ oder die Erzählungen des

Stapf, tätig zuletzt in der bekannten Buchhandlung „L'écume des pages“ am Boulevard Saint-Germain.

Am Eröffnungsabend trafen sich in der Rue Bonaparte zahlreiche Leser zwischen den Buchgestellen, darunter Studenten und Schriftsteller, Verleger und Universitätslehrer, Paris-Touristen und Bewohner des Viertels. Der französische Wirtschaftsminister Bruno Le Maire war gekommen, zur Rechten von Hannah



Sophie Semin-Handke in ihrer Pariser Buchhandlung

Foto Lorraine Hellwig

ECHTZEIT

Die Spitzenorganisation
des Films wird 100

Von Bert Rebhandl

Claudia Roth drückt jetzt mal ein wenig aufs Tempo. Die Kulturstatsministerin könnte sich am besten ein fröhliches „Dalli, dalli!“ zuzurufen. Denn sie steht am Mittwochabend in einem Kino in Berlin gewissermaßen vor der gesamten Filmbranche, und die erwartet ja schon seit geraumer Zeit endlich die große, die erlösende, die alles klärende Reform der Filmförderung. Die gesamte Filmbranche, das ergäbe in Deutschland eine sechsstellige Anzahl Menschen. Die sind natürlich nicht alle da, da ist die Organisation, von der alle vertreten werden: Die SPIO wird 100.

Die Spitzenorganisation der deutschen Filmwirtschaft wurde nicht von Hans Rosenthal gegründet, wie man zwischenwährend bei dem doch ein bisschen schnöden Festakt denken könnte, um ein bisschen Witz in die Sache zu bringen. „Dalli Dalli“ und „Das war Spitze“ kam später. Die SPIO wurde schon 1923 ins Leben der Weimarer Republik gerufen, und 2023 gibt es sie in der Bundesrepublik immer noch. Oder wieder, das sind so heikle Fragen, denn wer in Deutschland heute hundert Jahre von irgendetwas feiern will, hat ja immer diese zwölf Jahre auch dabei, in denen Adolf Hitler der Spitzenorganisator Deutschlands war und Goebbels das deutsche Kino fest im Griff hatte.

Claudia Roth, die Festrednerin, hält sich mit Goebbels sehr lange auf. Goebbels hat sich damals den deutschen Film unterworfen, auch die SPIO, die nicht einfach in die Reichsfilmkammer aufging. Das war alles komplizierter, und die SPIO hat auch schon jemanden beauftragt, das gründlich zu untersuchen und darzustellen. Für Claudia Roth führt die Linie nicht von Caligari zu Hitler, wie es das berühmteste Klischee zur deutschen Filmgeschichte will. 1933 geschah etwas, was in der wie immer engagierten Rhetorik der Beauftragten ein bisschen verwischt wurde: „So kauft man sich die Leute.“ Bezog sich das eben auf Fritz Lang, wie man zu hören meinte? Auf den Regisseur des „Doktor Mabuse“? Na ja, wir sind hier nicht in einem Seminar, und draußen warten die Imbiss-Schnittchen.

Zu Beginn des Abends hatte auch ihr Parteikollege Robert Habeck gesprochen. Die SPIO ist ein wirtschaftlicher Verband, da hat also der Wirtschaftsminister das erste Wort. Habecks Rede war noch ein bisschen stärker von einer gewissen Zügeligkeit geprägt, er zog eine Linie vom „Lagerfeuer der Neandertaler“ zum Gemeinschaftserlebnis im dunklen Saal. Seine Versuche, dem Kino mit persönlichen Erinnerungen an eine Lektüre von Walter Benjamins

Kunstwerk-Aufsatz näherzukommen, wirkten leider ein bisschen so, als hätte eine sehr dürftig programmierte KI schnell den Auftrag „zum Thema Kino was Kluges sagen“ durchgeflippert. Als Habeck samt Entourage dann auch gleich wieder losmusste, rief ihm Roth noch ein aufmunterndes „Alles Gute beim Verhandeln“ nach. Es waren die ersten Stunden nach dem Urteil aus Karlsruhe, das mal eben das Ampelbudget aus den Angeln gehoben hatte. Dass der Wirtschaftsminister, der auch als Vizekanzler gefordert war, überhaupt gekommen war, konnte man schon als Bestätigung der an diesem Abend mehrfach beschworenen „Systemrelevanz“ des deutschen Kinos sehen, und zwar nicht nur des einen Teils, „der Aufklärerisches leistet“ (Habeck).

Termine wie der bei der SPIO finden im politischen Betrieb täglich hundertfach statt. Und man muss es auch nicht übertreiben mit Deutungen. Wenn der hochfrequent getaktete Alltag von Spitzenpolitikern auf die Gemächlichkeit einer Lobbyorganisation trifft, die sich einen Festakt leistet, der eher nach Vertreter-Umtrunk aussieht als nach Fest, dann geht das gar nicht anders als mit ein bisschen Knirschen. Aber mit auch nur ein bisschen Beobachterdistanz war 100 Jahre SPIO doch ein recht bizarrer Moment: Man sah hier ein Deutschland der zwei Geschwindigkeiten. Einerseits eine Politik, die hinter den Herausforderungen herhetzt und sich mit fahrigem Wortspenden für 15 Minuten mal eben irgendwo einklinkt (am besten gleich bei einer ganzen Branche). Andererseits einen Betrieb, der den Eindruck erweckt, es sollte am besten einfach alles immer so bleiben wie schon lange, nur idealerweise mit deutlich mehr Geld vom Staat.

100 Jahre SPIO erreichte seinen Höhepunkt schließlich, als Maria Schräper eine Festrede vortrug, die offensichtlich von der SPIO selbst geschrieben worden war. Wenn Kino einmal eine Sache von ästhetischem Erleben, von Aura und Schock gewesen sein mag, wie Robert Habeck es noch einmal betonte, so ist es heute doch vor allem eine Sache von Posten in Budgets. Und man wird nun erst einmal sehen müssen, ob das Bundesverfassungsgericht nicht indirekt sogar in die Bereiche von Claudia Roth hineingesprochen hat. Stichwort: alles neu ausrechnen. Bei der SPIO gibt es sicher Experten, die schon wissen, was das für die Filmförderung von 2025 an bedeuten sollte. Sie müssen nun nur noch das Ohr der Beauftragten finden. Sie hatte es am Mittwoch zum Glück nicht ganz so eilig wie Robert Habeck.

Peter Geimer